

Mord an der Birchmatt 6

Teil 2

K. Mohtadi

Die Wochen und Monate vergingen einer nach dem anderen mit der Routine der Polizeiarbeit: Da befasste man sich mit einem Unfall, dort mit einer Schlägerei, einem Diebstahl und woanders mit einem Betrunknen in einem Wirtshaus wegen Zechprellerei oder wegen Verwahrlosung und Übernachtung auf dem Bahnhof. Die Aktivitäten des Polizisten Moser betreffend seinen wichtigsten Fall, der ihn wie ein Schatten auf Schritt und Tritt begleitete, reduzierten sich jedoch auf gelegentliches Durchblättern der Akten und Durchlesen der Angaben der Putzfrau des Vermissten über die Effekten, die er zuletzt auf sich getragen haben könnte. Gleichwohl wurden seine telefonischen Anfragen allmählich eine Plage für den Polizisten Häberli, in dessen Gemeinde das Fahrrad beziehungsweise die letzte Spur sichergestellt worden war, da er jedesmal nur berichten konnte, es gebe in diesem Fall keine Neuigkeiten, und er bleibe auf der Hut. Schliesslich verlor er aber die Nerven und machte Moser darauf aufmerksam, sich gefälligst an die kantonalen Regeln und Dienstvorschriften zu halten und sich nicht in Angelegenheiten des Nachbarkantons zu mischen; er drückte sich in der Folge kurz und bündig aus: Er, Moser, dürfe, bei aller Freundschaft, auch inoffiziell nur in privaten Angelegenheiten mit ihm verkehren. Für Moser war dies, sonst eine selbstverständliche Haltung, eine sehr schmerzhaft Erfahrung, die er nicht verdauen konnte – zu teuer waren ihm die geliebte Schulkollegin und die Gefühle, die er für sie empfunden hatte, um sich mit dem Fall des Vermissten nur in der eigenen Gemeinde zu begnügen, zumal er die Lösung des ihm am Herzen liegenden Falles am ehesten in der Gemeinde Häberlis vermutete.

Beruflich konnte Moser von Weiterbildungen nicht genug haben und sah sich quasi irgendwie zu interessanteren und spektakuläreren Aufgaben in einer Metropole berufen, als in einer Gemeinde für immer als Polizist zu arbeiten, weswegen er verschiedene Kurse und Weiterbildungen besuchte und zum Kriminalbeamten wurde. Er konnte sich von der alten Arbeitsstelle dennoch nicht ganz trennen und besuchte ab und zu seinen Nachfolger und die Bekannten im Dorf, in dem er früher tätig war.

Moser hatte sich ehemals – als er noch Dorfpolizist war – quasi als Kuriosität jenes Inserat aus der Zeitung herausgeschnitten und an die Tafel in der Wachstube angeschlagen, in dem frei herumlaufende Mörder gebeten worden waren, einem Doktoranden bei seiner Doktorarbeit behilflich zu sein. Als er nach Monaten wieder mal seinen Nachfolger in dem Dorf besuchte, fragte der ehemalige Aspirant und jetzige Dorfpolizist – er brachte Moser einen schätzenden Respekt entgegen –, ob er bei der Gelegenheit nun den gelblich verfärbten Zeitungsausschnitt von der Tafel entfernen dürfte, um das Merkblatt über die Tollwut, welche sich wieder in der Gegend bemerkbar gemacht hatte, anzubringen. Moser, der mehr oder weniger das interessante Inserat vergessen hatte, reagierte auf seine Frage rührig und ging darauf zur Tafel und las nochmals langsam den Zeitungsausschnitt: Bitte an frei herumlaufende Mörder, dann wiederholte er nachdenklich ein paarmal: «Mörder ...», und nachher, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre, rief er plötzlich aus: «Ach Gott, das kann doch nicht wahr sein, Gopffriedstutz!» Er bat, das Inserat in der Hand, den Polizisten unverzüglich, die Akten des als vermisst gemeldeten Mannes und die Papiere der aus unbekanntem Grund verstorbenen Schulkollegin aus dem Archiv zu holen, und blätterte sie ein paarmal durch. Seine Vermutung wurde zur Gewissheit: Der Auftraggeber jener Anzeige, dessen Adresse Moser innerhalb kurzer Zeit durch Postfachnummer im Inserat ausfindig machte, wohnte in dem Dorf, ja in dem Weg, wo die Wohnblöcke standen, bei denen das Fahrrad des Vermissten gefunden worden war. Eine Erleichterung, aber keine Freude bedeutete diese Nachricht und Kombination Mosers für den Polizisten Häberli, der nach wie vor im dunkeln tappte und der nun auch Mühe hatte, die Gedanken des Kollegen nachzuvollziehen. Er liess Moser, der inzwischen als Kriminalbeamte wunschgemäss durch seinen Vorgesetzten mit der Aufklärung des Falles Z. beauftragt worden war, am nächsten Tag vorbeikommen, um die Zusammenhänge zu besprechen und die Weichen neu zu stellen.

Am nächsten Tag tauchten Moser und Häberli nach einer halbstündigen Diskussion über die

Korrespondenz:
Dr. med. Kazem Mohtadi
Psychiatriezentrum
Luzerner Landschaft
CH-4915 St. Urban

von Moser vorgetragene These in jenem Dorf auf und begaben sich an die Arbeit, indem sie den Hauswart aufsuchten, der vor den Wohnhäusern beschäftigt war. Er bat die Polizisten in seine Wohnung, nachdem er von ihrem Anliegen erfahren hatte, mit ihm ein längeres Gespräch führen zu wollen. Kaum waren sie in der Wohnung, ergriff Häberli das Wort und stellte jene Frage, die er schon ein dutzendmal gestellt hatte, nun aber mit einem Zusatz versehen: «Wie gesagt, müssen wir leider erneut Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Damals, als wir» – womit er aus Höflichkeit den Moser einbezog – «Sie bei unseren Recherchen über das von Ihnen gemeldete Fahrrad gefragt haben, ob Sie in den Tagen vom zwölften, dreizehnten, vierzehnten November einundachtzig etwas Auffälliges beobachtet, festgestellt oder eventuell den Besitzer jenes Fahrrads ins Haus gehen oder herauskommen sehen haben, haben Sie dies verneint. Es hat damals, ich meine in jenen Tagen, viel geregnet, wahrscheinlich waren Sie deswegen gar nicht draussen, und deshalb konnten Sie auch nichts Ungewöhnliches beobachten. Und bei so vielen Einwohnern gehen fremde Leute, also Ihnen unbekannte Besucher, ein und aus, so dass Sie nicht jeden, der hier zu Besuch kommt, registrieren können. Nun glauben wir aber, Sie könnten uns trotzdem helfen, konzentrieren Sie sich einmal, stellen Sie sich zum Beispiel nur einen der Wohnblöcke, sagen wir das Haus Nummer sechs, vor, und denken Sie nur über die zwei Wohnungen im Parterre nach und über keine anderen! Sagen Sie einfach, was Ihnen einfällt, was Ihnen in den Sinn kommt!»

Während die Ehefrau des Hauswartes zwei Tassen Kaffee auf den Tisch stellte, versank der Hauswart für einen Moment in seine Gedanken ... dann schüttelte er, mit geschlossenem Mund und gespannten Lippen, den Kopf und sagte: «Beim besten Willen kann ich Ihnen nicht mehr als das erzählen, was Sie schon bereits von mir erfahren haben.» Anschliessend stand er auf und ging zum Telefentisch, er nahm aus dessen grosser Schublade einen Kalender heraus und kehrte wieder zurück, setzte sich hin und blätterte den Kalender vorwärts und rückwärts durch ...

Er pflegte jeweils an den Wochenenden den Plan der kommenden Woche festzuschreiben und notierte während der Woche die Wünsche der Bewohner und wichtige Vorkommnisse in sein Büchlein, um seinem Vorgesetzten darüber zu berichten und die Mängel der Häuser und allenfalls das Anliegen der Bewohner für die nächste Woche zu berücksichtigen. «Da sind die Tage elfter, zwölfter, dreizehnter November

einundachtzig, und ich habe nichts Besonderes notiert in meiner Agenda», fügte der Hauswart hinzu. «Übrigens war ich an jenen Tagen genau wie sonst draussen und setzte gar einem Mieter eine Fensterscheibe ein! Das kann ich Ihnen schwarz auf weiss zeigen.» – «Warum mussten Sie eine Fensterscheibe einsetzen?» – «Die Fensterscheibe war zerbrochen.» – «Von welchem Haus?» – «Die Fensterscheibe eines Badezimmers von Haus Nummer sechs, das gegenüber den Parkplätzen und dem freien Feld liegt. Der Mieter, er ist ein Arzt, hat beim Reinigen des Badezimmers mit dem Stiel des Schrubbers die Scheibe eingeschlagen, er ist halt ledig ... Wie gesagt, ich kann Ihnen leider nicht helfen.» Moser ergriff selbstgefällig das Wort: «Vielen Dank für den guten Kaffee, vielleicht haben Sie uns doch geholfen. Die Auskunft, über etwas nicht Bescheid zu wissen, ist für uns auch eine wichtige Information.»

Zehn Minuten später richtete Häberli die gleiche Frage in kürzerer Formulierung an die hagere, geschiedene fünfundvierzigjährige Mieterin des Wohnblockes Nummer sechs, die zufällig zu Hause war – sie ging sonst regelmässig tagsüber ihrer Arbeit nach – und gegenüber der Arztwohnung wohnte. Sie wunderte sich über das nochmalige Erscheinen der Polizeibeamten und darüber, dass diese sich so sehr um ein Fahrrad kümmerten. Sie brachte ebenfalls zum Ausdruck, dass sie dem, was sie schon einmal erzählt hatte, nämlich, dass sie weder in den letzten Monaten noch früher den Mann auf der Fotografie gesehen, noch etwas Auffälliges und Ungewöhnliches beobachtet hatte, nichts beifügen kann. Moser, der sich angesichts der anscheinend durch Rauch gelblich schimmernden Vorhänge in dieser Wohnung besonders frei fühlte, sich einmal ohne Erlaubnis in einem geschlossenen Raum eine Zigarette anzuzünden – die Frau zündete sich ebenfalls eine an –, fragte beiläufig, wer in der Wohnung gegenüber wohne, und zeigte mit der Hand in Richtung der Wohnungstür. «Der ist nicht zu Hause, ein Arzt wohnt dort.» – «Wo arbeitet er?» – «In der Klinik im Dorf.» – «Kennen Sie ihn näher?» – «Nein, so wie Nachbarn sich eben kennen. Er ist höflich, freundlich und manchmal unterhaltsam. Ja, er ist ledig und hat selten Damenbesuch, ab und zu ist er in Begleitung einer kleinen Frau, die einen Mercedes Cabriolet fährt, ich glaube, sie ist seine Kollegin. Sie bleibt jeweils eine Stunde bis anderthalb Stunden, so zwischen neunzehn Uhr und zwanzig Uhr dreissig, bei ihm, dann fährt sie ohne ihn weg, während das Licht bei ihm mindestens bis Mitternacht brennt. Warum fragen Sie das? Ver-

dächtigen Sie ihn eines Unrechts, was? Der braucht doch kein Fahrrad zu stehlen!» – «Nein», erwiderte Moser, «wir fragen alle Bewohner und interessieren uns allgemein für alles. Haben Sie zum Beispiel im letzten November bei den Nachbarn irgend etwas Eigenartiges, Ungewöhnliches festgestellt?» Und dann, ohne auf die Antwort der Frau zu warten, griff er vor: «Seit wann wohnt er, der Arzt, da, sagten Sie?» – «Seit sieben Jahren wohnt er in der Wohnung, als erster Mieter ist er in dieses Haus eingezogen, ihn kennt jeder im Dorf, nicht deswegen, weil er ein Arzt ist, er geht nämlich mit einem Einkaufswägelchen, wie es die alten Leute brauchen, einkaufen. Ausserdem grüsst er jeden, dem er in diesem Dorf begegnet, ob klein oder gross, ob ihm bekannt oder unbekannt. Das einzige, was ich in so vielen Jahren Nachbarschaft als seltsam empfunden habe, war – ich glaube, es war gegen Ende des vergangenen Jahres –, dass er eines Tages, es war sicherlich an einem Arbeitstag, gleich zweimal an meine Tür geklopft und nach Kleingeld für die Waschmaschine gefragt hat, wo er ja seine Wäsche in der Wäscherei der Klinik waschen lässt und dazu noch während der Woche nie tagsüber zu Hause ist und selten vor neunzehn Uhr nach Hause kommt. Ich konnte mit Leichtigkeit den Gedanken loswerden, er suche oder möchte vielleicht etwas anderes, und das Kleingeld sei nur ein Vorwand. Und dazu habe ich einen Tag später im Trockenraum des Kellers Weisswäsche und eine Hose hängen sehen neben Effekten kleinerer Grösse, die ihm gar nicht passen könnten. Dann habe ich gedacht, der wolle diese Kleider wahrscheinlich dem Roten Kreuz schenken. Das Rote Kreuz schickt uns, ich glaube einmal im Jahr, grosse Säcke für gebrauchte Kleider, die man für die dritte Welt sammelt. Aber Sie verdächtigen diesen Arzt doch nicht wegen eines lumpigen Fahrrads?!» – «Nein! Die Fragerei ist für uns Routine und gehört zu unserer täglichen Arbeit. Und sonst etwas Interessantes über die Nachbarn?» – «Ja, diese jungen Leute vom oberen Stockwerk machen manchmal bis in die Morgenstunden Lärm und hören verrückte Musik, die keinem ausser ihnen selbst gefallen kann – nicht dass ich Musik nicht gerne hätte, nein! Die wilde Musik in später Nacht stört mich! Diese müssen Sie einmal ausfragen und zur Rechenschaft ziehen. Mein Nachbar führt ein geregeltes, tadelloses und anständiges Leben.» – «Besten Dank, Frau Messerli», so Moser, der – nach der letzten Zigarette nun seine Pfeife zustopfend – nach wie vor von seiner These überzeugt war.

Die weiteren Befragungen anderer Hausbewohner brachten keine neuen Informationen.

Moser war trotzdem in einer Stimmung, als wäre er bereits am Ziel, und drängte seinen Kollegen, sogleich den Arzt in der Klinik aufzusuchen. Häberli plädierte hingegen dafür, sich zunächst einmal bis zum nächsten Schritt einige Gedanken über die neuen Sachverhalte zu machen und die Aussagen des Hauswartes und der Frau Messerli in Ruhe durch den Kopf gehen und auf sich wirken zu lassen.

Er fand übrigens überhaupt an der Angabe des Hauswartes, am dreizehnten November einundachtzig im Badezimmer des Arztes, der einmal ein merkwürdiges Inserat aufgegeben hatte, eine gebrochene Fensterscheibe ersetzt zu haben, und an den Aussagen der Nachbarin, der Arzt habe einmal innerhalb von sieben Jahren selbst Wäsche gewaschen, wofür er bei ihr Münzen geholt habe, gar nichts Brisantes. Er erinnerte Moser auch daran, dass man nur dann von einem Mord spricht, wenn mindestens eine Leiche vorliegt! «Der Vermisste ist vielleicht nie in diesem Dorf gewesen, und sein Fahrrad hätte ebensogut von einem übermütigen Burschen im Rahmen eines Streichs entwendet sein können, mit dem er dann ins Dorf meiner Gemeinde gefahren ist; und er könnte am nächsten Morgen, ungeachtet seiner Tat, mit seinen Eltern in die Ferien gegangen oder nach dem Fest mit den Freunden heimgefahren sein und das gestohlene Fahrrad gar vergessen haben», doppelte Häberli nach und setzte seine Tirade fort: «Warum soll einer sein Auto in der Stadt parkieren, dann aufs Fahrrad umsteigen, in dieses Dorf fahren und es ausgerechnet vor dem Block Nummer sechs hinstellen? Wer soll ihn aus welchem Grund vielleicht umgebracht haben? Falls er ermordet worden ist – dies ist ja die Schlussfolgerung deiner Hypothese –, aus welchem Motiv? Wo ist die Leiche? Wer ist der Täter? Wo ist die Tatwaffe, meinwegen das Gift? Du kannst auf Granit beißen, du findest in den Akten des Mannes, den du verdächtigst, nichts Brauchbares, ausserdem habe ich eine Kopie seiner Akten in meinem Büro! Überrascht hin, überrascht her? Z. führte ja auch ein geordnetes, im Grunde genommen ein zurückgezogenes Leben, dies trotz seiner beruflich bedingten Kontakte zu vielen Menschen; er galt also nicht weniger als ein rechtschaffener Mann. Nur der Tod seiner Frau – ich las in den Akten: die Todesursache unklar, pathologischer Befund angedeutete Hirnerweichung bei wahrscheinlichem Herzstillstand – kann als rätselhaftes Ereignis um ihn bezeichnet werden. Und der andere, der Arzt, gehört, wie man weiss, zu den 68ern, er war aber offenbar nicht so ein massgeblicher Agitator und eine so wichtige politische Figur, mit der sich die Polizei hätte

beschäftigen müssen, und er ist seit fünfzehn Jahren in der Schweiz und – wenn auch Frau Messerli davon keine Kenntnis genommen hat – eingebürgert, hatte nur einen mehr oder weniger Bagatellunfall im Register, ein Mädchen aus dem Kanton Bern, aus guter Familie – über diese habe ich auch nachgeforscht –, ist damals Mitfahrerin gewesen. Gut, er scheint zweimal im Sexladen gewesen zu sein, der Psychiater muss wohl auch wie der Polizist wissen, was diese Branche anbietet. Wo, glaubst du, sind die Utensilien des Vermissten? Vielleicht in Afrika?» Moser, der auf die Fragen von Häberli keine Antwort wusste, gab nach und verzichtete darauf, unmittelbar den Arzt in der Klinik aufzusuchen, und schlug vor, in der Wirtschaft des Dorfes das Mittagessen einzunehmen und alle Fragen ruhig und gründlich durchzugehen.

In Anbetracht der aufdringlichen Haltung und Hartnäckigkeit Mosers kam Häberli nicht darum herum, mit ihm zusammen gleich am Nachmittag einen «privaten Blick», wie sich letzterer ausdrückte, in die Wohnung des Arztes zu werfen. Für Moser war es kein Problem, rechtlich befugt oder unbefugt eine Tür aufzuschliessen – er hatte doch vor der Polizeischule ein Jahr als Schlosser gearbeitet und sonst auch viel von Kriminellen gelernt. Vorgenommen, ausgeführt: Innert weniger Minuten gelangten die Polizisten mit Hilfe eines kleinen Werkzeugs, das Moser aus seinem Portemonnaie zog, in die Wohnung des Arztes, ohne von jemandem gesehen zu werden. «Hast du dir eigentlich überlegt, was du in der Wohnung der Leute zu suchen hast? Vielleicht die Leiche des Psychologen mit einem Messer im Rücken in der Küche des Psychiaters?» fragte Häberli zynisch, dem es aber bald die Sprache verschlug: In einem Fach des Palisanderschranks in der Wohnstube sahen die Polizisten erstaunt ordentlich ausgelegte, saubere und gebügelte Effekten, in ihrer Ordnung und Beschaffenheit deutlich von der in einem anderen Fach des Schrankes aufgestapelten Wäsche zu unterscheiden. Häberli rief aus: «Lueg daher!» Man sah ein gebügeltes weisses Hemd, ein rosafarbenes Unterleibchen, eine Hose mit Gürtel, ein paar Socken, eine seidene Unterhose, einen Fingerring mit einem roten Rubin, in den ein sich in den Schwanz beissender Drache eingraviert war, eine goldene Armbanduhr mit drei Zeigern, einem Halbmondzeichen und drei kleinen Sternen, einen braunen Pullover und ein Portemonnaie mit Kleingeld, ein paar Briefmarken und Zwanzigernoten. Im untersten Fach des Schrankes stand auf einem bestickten Stofftuch ein Paar blanke schwarze Stiefel. Alles so auffallend und ordentlich ausgelegt wie in der Vitrine

eines Museums oder im Schaufenster eines namhaften Geschäftes. «Die können ... nein, die stimmen sicher mit den Gegenständen des Vermissten überein; schau die Uhr an, genau wie sie die Putzfrau und seine Kollegen beschrieben haben, und dort den Ring!» fügte Häberli hinzu. Der Fahrausweis, den Moser aus dem Fach, in dem noch eine Füllfeder lag, herausnahm, liess schliesslich jeden Zweifel an der Zugehörigkeit der Effekten verschwinden. Moser durchsuchte dennoch die Taschen des Mantels und brachte ein Instrument zutage, das sich als eine Glasschere herausstellte. «Was nun? Wir können die Dinge nicht einfach mitnehmen», fragte Häberli respektvoll. Moser erwiderte leicht maniert: «Ja! Die Frage ist in der Tat, wie man dies nun bewerkstelligen muss.» Und er nahm daraufhin einen im Schrank liegenden Fotoapparat zur Hand, öffnete die Lederhülle und sah nach, ob ein Film eingelegt war. Der Film war noch nicht bis zum Ende belichtet, vom Bildzähler las er die Zahl Neun ab. Moser stellte zunächst die Gegenstände des Toten fotogerecht auf den Stubentisch, griff das Blitzlichtgerät, setzte es auf die Kamera und machte von den Sachen zwei Fotos. Daraufhin legte er Kamera und Blitzgerät an ihren früheren Ort zurück und plazierte ordentlich die Effekten des Mannes dort, von wo er sie genommen hatte. Dann atmete er einmal tief ein und aus und murmelte vor sich hin: «Die Psychologen wissen wohl zuviel, und wer zuviel weiss ..., die Annäherung an die Wahrheit verbrennt gar die Flügel der Engel!» Häberli überhörte offenbar dieses inkohärente Geflüster von Moser. Denn er zeigte darauf weder eine Regung, noch machte er irgendeine Bemerkung.

Die Polizeibeamten waren über den unerwarteten Fund so überrascht und erheitert, dass sie plötzlich gar keine Eile mehr in sich verspürten, den Fall am gleichen Tag weiterzuverfolgen und zu Ende zu bringen. Sie nahmen sich vor, diesen entscheidenden Fortschritt zunächst einmal richtig zu geniessen, bevor sie in einem nächsten Schritt den Täter festnahmen. Mit einer Flasche guten Rotweins feierten sie in einer gemütlichen Stube ihren Erfolg.

Moser grübelte dennoch darüber nach, aus welchem Grund der Psychologe durch das Fenster des Badezimmers in die Wohnung des Arztes eingebrochen war, andererseits konnte er vor lauter fröhlicher Stimmung die ganze Nacht kaum ein Auge zumachen, da er die Abläufe der vergangenen Monate und Tage Schritt für Schritt unzählige Male wieder erlebte.

Am nächsten Tag erschienen die Polizeibeamten um zehn Uhr mit einem Haftbefehl in der Tasche in der Klinik. An der Zentrale

erkundigten sie sich nach jenem Arzt. Das Fräulein brachte ihnen nach einer Suchaktion mit der kliniksinternen Suchanlage zur Kenntnis, dass der Arzt momentan in der Schule unterrichte. Sie möchten drei Viertelstunden warten, bis er mit dem Unterricht fertig sei. Zugleich wies sie auf das in der Nähe befindliche Klinikrestaurant hin.

Es war aber für die Polizisten keine Zeit des Wartens mehr, sie hatten vor zuzupacken, weswegen sie sich gleich auf dem ausgedehnten Areal der Klinik zur Schule begaben. Im Schulgebäude fragte die Schulleiterin, die sich im langen Korridor mit einer Schulassistentin unterhielt, was die Herren wünschten, und dachte an wahrscheinliches Kiffen des einen oder anderen Schülers. Häberli stellte sich und Moser vor und formulierte vorsichtig und mit bagatellisierendem Gehabe, dass sie gerne den Psychiatrielehrer gesprochen hätten. Nachdem die Schulleiterin die Polizisten auf die Sitzplätze vor der Ausgangstür verwiesen hatte, verabschiedete sie sich von der Assistentin, schloss sich dann den Beamten an und fragte sie, ob in der Klinik irgend etwas Strafrechtliches passiert sei. Häberli antwortete: «Eigentlich nicht, es gibt ja ab und zu Strafgefangene, die nach der Verurteilung zu einer Massnahme in der Klinik untergebracht werden. Wir möchten in einer Angelegenheit mit ihm sprechen; die Pförtnerin hat uns hierher geschickt. Sie kennen wahrscheinlich Ihren Lehrer gut? Er arbeitet schon lange hier, nicht? Wurde ja eingebürgert, mein Vorgänger hatte mit ihm in dem Zusammenhang eine kurze Sitzung gehabt – er gibt sich Mühe, unsere Mundart zu sprechen, nicht wahr? Wie würden Sie ihn beschreiben?» Die Leiterin: «Wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?! Wir kennen ihn schon lange: Er nimmt die Sache ernst, pflichtbewusst bereitet er sich ordentlich vor und nimmt sich wirklich viel Zeit für den Unterricht. Er kümmert sich überhaupt um die Besserung der Unterrichtsqualität, so hat er vor ein paar Monaten sogar für unsere Schule ein echtes menschliches Skelett besorgt, wo er für knapp eine Stunde Unterricht mit zweistündiger Vorbereitung dreissig Franken erhält, wovon ihm wahrscheinlich nach den Abzügen zwanzig Franken bleiben. Dies in einer Zeit, in der man für einen Haarschnitt, der bei ihm kaum eine Viertelstunde beanspruchen dürfte, ohne ein langes Studium und ohne permanente – das wissen Sie wahrscheinlich auch von Ihren Hausärzten – kostspielige Weiterbildungen absolvieren zu müssen, mehr verdient. Aber er unterrichtet gerne und hat eine besondere Beziehung zur Schule. Ein Zeichen dafür ist

eben der Umstand, dass er, ohne vorher mit uns gesprochen zu haben, ein richtiges menschliches Skelett der Schule geschenkt hat, damit die Schüler naturnah den Stoff lernen können und schon in der Schule, wie er meint, eine Beziehung zum menschlichen Körper entwickeln.» – «Wo haben Sie das Skelett aufgestellt?» fragte Moser hastig. «Im Klassenzimmer natürlich.» Dann verabschiedete sich die Lehrerin, während Moser eine Zigarette nach der anderen rauchte und Häberli mit der linken Hand am Nagelfalz des rechten Daumens zupfte.

Das Skelett stand dem Klassenzimmer recht gut an. Es war aber kein bewegendes Ereignis für die Schüler, nun über ein authentisches, neues Lehrmittel zu verfügen. Es wurde vielmehr zur Kenntnis genommen, dass seit kurzem ein Skelett aus menschlichen Knochen im Schulzimmer stand. Das kleine Loch am harten Gaumen und oberhalb davon die kleine Beschädigung der Schädelbasis waren zu vernachlässigende Defekte, die den Schülern überhaupt nicht auffielen.

Nach dem Unterricht verliess der Lehrer wie üblich als letzter den Raum und ging in Richtung der Ausgangstür. Er grüsste die zwei in der Halle sitzenden Männer – einen in Uniform, der andere in Zivil –, worauf sie sich erhoben. Häberli stellte fest: «Sie sind Herr Dr. ...?» – «Ja, wie kann ich Ihnen helfen?» – «Wir hätten Ihnen gerne ein paar Fragen gestellt.» – «Wer sind die Herren?» Häberli: «Herr Moser ist Kriminalbeamte, ich bin Polizist.» Der Arzt: «So!» – mit gesenktem Kopf die Männer über die oberen Brillenränder anschauend – «Zu einer Unterredung sollten Sie sich eigentlich voranmelden. Ich muss nämlich in einer Viertelstunde auf der Krankenabteilung sein und hätte gerne noch eine Tasse Kaffee getrunken. Aber wenn Sie nun einmal da sind, kommen Sie doch mit ins Büro!»

Die Polizisten waren durch das Auftreten und den Umgang des Arztes irgendwie verlegen und wussten zunächst nicht, wie sie nun das Verhör anstellen und die Verhaftung vornehmen sollten. Moser begann schliesslich im Büro zu fragen: «Herr Doktor ..., Sie wohnen hier im Dorf, nicht wahr? Im Haus sechs, Parterre?» Der Arzt: «Ja!» Moser: «Können Sie sich daran erinnern, dass wir», womit er den Häberli meinte, «Ihnen vor etwa einem Jahr ein Foto eines Mannes gezeigt und gefragt haben, ob Sie diesen Mann gesehen haben oder ihn gar kennen? Sie haben dies damals verneint. Hier ist das Foto! Sehen Sie es sich wieder an!» – «Ach so! Jetzt kommt mir in den Sinn!» bemerkte der Arzt und nahm das Foto, schaute es genau an und sagte: «Es tut mir leid, Ihnen nicht helfen zu können.»

Häberli sprach leise und zutraulich: «Sie haben doch vor Monaten der Schule hier ein Skelett zur Verfügung gestellt! Können Sie sich erinnern, woher Sie es besorgt haben?» Der Arzt: «Aha! Sie interessieren sich für Gerichtspsychiatrie und Unterricht. Das Skelett habe ich selber angefertigt, eine mühevoll Arbeit, sage ich Ihnen, nie wieder; die Knochen von Muskeln zu trennen und zu putzen, die Eingeweide würdevoll der Erde zurückzugeben – Sie kommen nach?! Dann die Knochen geduldig einen nach dem anderen anatomiegetreu mit Draht zu verbinden und schliesslich extra ein Auto zu mieten, um das Skelett in die Schule zu fahren. Wissen Sie, es ist ein echtes menschliches Skelett, das können Sie mir glauben! Da ich es selber aus einer Leiche in der Badewanne meiner Wohnung mit Mühe und Geduld hergestellt habe. Es handelt sich um ein männliches Skelett, Sie können dies am besten am Becken erkennen: Bei den Frauen ist das Becken ausladend und sind die Sitzhöcker nicht so nah beieinander wie bei Männern. Am Schädel kann man aber schwerlich, jedenfalls ich kann es nicht, die Geschlechter auseinanderhalten. Für uns ist ja auch in diesem Fall das Geschlecht unwesentlich. Es ging mir auch eigentlich nicht so sehr um das Skelett als Ganzes. Wichtig war der Schädel, in welchem das Gehirn ruht!»

Moser wusste sich vor lauter Befremden kaum zu helfen, Häberli schaute ihn verblüfft an, versuchte aber dann an den letzten Satz des Arztes anzuknüpfen: «Apropos der Schädel! Könnte er, von dem Sie soeben gesprochen haben, mit dem Kopf des Mannes auf dem Foto, vor Ihnen auf dem Tisch, identisch sein?» – «Nein! Ich habe eine Leiche seziiert und ein Skelett präpariert, die Leiche eines Mannes, der sich berufen fühlte, als Skelett der Schule einer psychiatrischen Klinik zur Verfügung gestellt zu werden. Ich war in diesem Spiel des Schicksals nur der Vermittler, wenn Sie wollen, ein Werkzeug. Und er ist auch selber zu mir gekommen; ich habe nur nicht verstanden, warum er durch das Fenster des Badezimmers kam. Vielleicht beabsichtigte er im übertragenen Sinn, ein Fenster zu einer anderen Welt aufzutun, wenn es sein muss, mit Gewalt: Gekommen ist er aber selber, freiwillig! Falls Sie sich näher für das Skelett interessieren, könnte ich Ihnen die Kleider und andere Sachen, welche die Leiche in meinem Badezimmer anhatte und an sich trug, zeigen. Ich wohne in der Nähe. Sie wissen, wo. Aber ich muss nun wirklich auf die Abteilung. Was haben Sie mich eigentlich fragen wollen?»